

„Ich wurde eine Verstossene der eigenen Familie, weil ich meine innere Freiheit suchte“ – vom Leben in einer mennonitischen Gemeinschaft in Paraguay

Roni Baerg wuchs mit ihren sieben Geschwistern in einer Mennonitenkolonie in Paraguay auf. Der Alltag war geprägt durch Armut und Entbehrung, harte Arbeit und Zwang. Mit 19 Jahren heiratete sie und wurde von ihrem mennonitischen Ehemann kontrolliert und misshandelt. Als sie sich nach vielen Jahren innerer Kämpfe schliesslich wehrte, wurde sie aus der Gemeinschaft ausgeschlossen. Die meisten Familienmitglieder wandten sich von ihr ab. Ihr blieb nur die Flucht. Ihre lange Leidensgeschichte, aber auch die schönen Momente der Kindheit, beschreibt Roni Baerg in ihrem Buch „Mit den Wolken fliegen“. Der folgende Text basiert auf einer kommentierten Lesung im Rahmen einer Veranstaltung von infoSekta. Redaktionelle Bearbeitung: Susanne Schaaf

Roni Baerg: Es war mir wichtig, in meinem Buch vor allem über meine Erlebnisse zu schreiben und mich nicht ausschliesslich auf die Mennoniten zu fokussieren. Ich möchte zudem betonen, dass es sich um meine persönlichen Erfahrungen in der Mennonitengemeinde Neuland in Paraguay handelt und diese Situation nicht mit derjenigen in europäischen Mennonitengemeinden vergleichbar ist.

Wenn man unter einer Glasglocke, die die Mennoniten für mich waren, hervorkommt, ist man mit allem in der realen Welt völlig überfordert. Seit meiner Flucht in die Schweiz reiste ich sicher zwölfmal mit der Hoffnung auf Versöhnung wieder heim nach Paraguay – und jedes Mal bin ich gescheitert und musste feststellen: Es gibt tatsächlich kein Zurück mehr. Für die Lesung habe ich Passagen ausgewählt, die aufzeigen, dass ich Menschen zurücklassen musste, die ich sehr geliebt habe und sehr liebe. Das Schwerste war und ist der Verlust der Familie. Ich wurde zu einer Verstossenen der eigenen Familie, nur weil ich meine innere Freiheit finden wollte. Gerne hätte ich losgelassen, aber ich konnte einfach nicht begreifen, dass ich nicht mehr zur Familie gehöre. Mein eigener Bruder sagte zu mir: „Wenn Du nochmal auftauchst, wirst Du uns kennen lernen, wehe Du sagst etwas, dann bist Du Geschichte“. Das musste ich offenbar ins Gesicht gesagt bekommen, um zu begreifen, dass hier nicht mehr mein Zuhause ist. Heute ist mein Mann Bruno ein grosser Teil meiner Herzensfamilie. Als er von meinem Bruder bedroht wurde, zog ich den Schlussstrich. Dennoch hat mir das Zurückkehren Versöhnung mit vier meiner Geschwister gebracht, mit denen ich heute noch Kontakt pflege.

Verstehen, warum Menschen ihr eigenes Fleisch und Blut verstossen

Ich möchte nun vom heftigen Teil wegkommen und einen Abschnitt lesen, der einen Einblick in meine Suche nach der Vergangenheit gewährt. Meine Eltern sind in einer Mennoniten-Kolonie in Brasilien geboren und von dort zu den Mennoniten in Paraguay gezogen, die viel strenger und geschlossener leben als die Mennoniten in Brasilien. 2010 reiste ich zusammen mit Bruno nach Brasilien, um vor Ort zu recherchieren. Ich wollte meine Vergangenheit verstehen, um zu erkennen, wie es für mich weitergehen sollte. Ich wollte verstehen, was Menschen durchgemacht haben müssen, damit sie an einen Punkt gelangen, an dem sie ihr eigenes Fleisch und Blut verstossen. Das Buch beginnt mit dieser Brasilienreise.

Reise in die Vergangenheit: „Pa, wir machen uns auf den Weg nach Brasilien. Wir wollen Witmarsum und den Krauel suchen. Ich will die Stelle finden, wo du geboren bist“. Pa schaut mich fragend an und denkt kurz nach. Dann sagt er: „Ich bin nicht mehr dort gewesen. Ich hatte nie mehr die Gelegenheit. Weisst du überhaupt, wo das ist? Glaubst du, du findest den Krauel?“

Mein Vater ist mittlerweile verstorben. Er war mein einziger Anker in der Kindheit, weil er den mennonitischen Glauben nie akzeptiert hatte. Im Innern blieb er immer weltlich und litt daher auch sehr viel. Mit den Jahren versank er komplett im Alkohol.

Auf der Suche nach dem Ort, wo alles begann

„Ich glaube schon, Pa. Du hast mir viel erzählt. Bruno und ich finden den Fluss sicher“. „Roni, denk daran, es ist die Stelle, wo der Cambará in den Krauel fließt, dort habe ich gefischt. Orientiere dich an der Brücke, die den Fluss überquert. Sie wurde von den Mennoniten gebaut. Da fällt mir noch ein, es gab da eine Familie Grazmik. Mit denen verkehrten meine Eltern. Vielleicht leben die noch dort.“ Dann nehmen wir Abschied. Ich drücke meine Eltern fest an mich und bin froh, den Ort meiner Kindheit und die Probleme, die wie Aasgeier über diesem Ort schweben, wieder hinter mir zu lassen. Als ich mich auf dem Hof nochmal umdrehe, sehe ich, wie mein Vater in Gedanken versunken unter dem Schattendach steht und uns nachblickt. Ich werde dir alle Antworten bringen, Pa. Und auch mir, denke ich mit Tränen in den Augen. Ich werde mich auf die Suche nach mir selbst machen. (...) Wir erreichen das Departement Santa Caterina und halten zuerst im Dorf Ibirama an. Hier beginnen wir, die Menschen nach dem Krauelfluss zu fragen, doch niemand kennt ihn. Deshalb suchen wir im Internet nach dem Fluss. Endlich finden wir den Rio Krauel und Bruno zeichnet eine Karte seines Verlaufs. Ich verspüre eine unbeschreibliche Erleichterung, als ich den Plan in der Hand halte und mir bewusst wird, wie nahe ich meinem Ziel bin.

Ich wollte schon immer den Geburtsort meines Vaters aufsuchen. Denn dort hat alles begonnen, dort hat sein Leiden begonnen. Durch sein Leiden und seine Rebellion gegen die Mennoniten habe auch ich später rebelliert, weil er es mir vorgelebt hatte. Daher war ich überzeugt, dass ich an seinem Geburtsort die wichtigen Antworten finde und mir selber näher komme. So kamen wir also im Dorf Witmarsum an, benannt nach dem gleichnamigen holländischen Dorf und Geburtsort von Menno Simons, nach dem wiederum die Mennoniten benannt wurden. Bruno und ich trennten uns für ein paar Tage, weil ich alleine recherchieren wollte.

Ich zog die Decke schützend an mich

Ich packe im Auto alles zusammen, was ich für fünf Tage benötige, und verabschiede mich von Bruno. Bei dem, was ich jetzt vorhabe, ist es besser, wenn ich ohne ihn unterwegs bin. Ich will nicht nur den Ort besuchen, an dem Pa geboren ist, sondern auch nach Menschen aus der damaligen Zeit suchen, die nie weggezogen sind, wie Kornelius und Margret, auch Nicolai und Anganeta und viele andere Mennoniten. Nachdem Bruno weggefahren ist, beziehe ich mein Zimmer. Es ist sehr einfach und unbeheizt. Draussen sind es nur neun Grad, und so wie es aussieht, können wir die Sonne die nächsten Tage vergessen, denn der Himmel ist mit dicken Wolken verhangen. Zum Glück habe ich den warmen Schlafsack aus dem Auto genommen. Den werde ich jetzt dringend brauchen. Als ich mich aufs Bett setze, spüre ich, dass mein Hals schmerzt und eine Grippe im Anzug ist. Ich schliesse die Augen. Mein Kopf ist so voll und meine Arme und Beine fühlen sich bleischwer an. Es überfällt mich das starke Bedürfnis, ganz lange zu schlafen. Ich denke an das Zimmer meiner Kindheit. Mein Bett stand an der Ostseite des Hauses. Weil wir keinen Strom hatten, gingen wir immer sehr früh schlafen. Ich schlief gerne auf dem Bauch. Dabei drehte ich die Beine so, dass die Füße nach innen gewinkelt waren und sich die Zehen berührten. Diese Position fand ich unglaublich entspannend. Der Kopf lag seitwärts, so, dass das linke Ohr nach oben zeigte. Die Arme lagen im Winkel nach

oben, wie bei einem Baby. Ein Kissen brauchte ich nie, das stellte ich neben das Bett. Die Kissen machte meine Ma. Die Entendaunen waren so fest in den Bezug gestopft, dass man sie wie Skulpturen aufstellen konnte. Diese Erinnerungen lassen mich schmunzeln. Ich frage mich, wann ich diese entspannte Schlafstellung aufgegeben habe. Sie stritten so viel, meine Eltern. Ma weinte und Pa sprach mit seiner lauten Stimme auf sie ein: „Ihr seid alle so verlogen! Immer hinten durch! Immer hinter meinem Rücken!“, schallte es ins Zimmer. Die Zimmertür war aus Holztäfer, ganz dünn und hellblau gestrichen. Nachts bei Neumond wirkte sie wie ein schwarzes Loch, das mich zu verschlucken drohte. Ich kauerte mich zusammen, zog die Decke schützend an mich und schlang meine kleinen Arme um meine Beine. So schlief ich manchmal sitzend ein und rutschte mit der Zeit auf die Seite, zusammengekrümmt wie ein Tier, das Schmerzen hat.

So ging ich also ins Dorf und traf auf ein Museum. Im Museum stiess ich auf viele alte Fotos. Lange blieb ich in diesem Raum stehen und dachte an die Zeit, wie alles begann.

Von den Verfolgten zu den Unterdrückern

„Wiedertäufer“ wurden sie von der katholischen und lutherischen Kirche genannt, im 16. Jahrhundert ein übles Schimpfwort für eine Gruppe von Menschen, die sich gegen die Ausbeutung von Kirche und Staat wehrten, die die Kindertaufe ablehnten, die Taufe im Erwachsenenalter einführten und sich für einen demütigen und bibeltreuen Glauben starkmachten. Die Wiedertäufer waren allen ein Dorn im Auge, die Katholiken wie die Lutheraner fühlten sich durch sie bedroht. Sie wurden des Aufruhrs beschuldigt und man verfolgte sie, es drohte ihnen die Todesstrafe. Viele starben den Märtyrertod. Ständig auf der Flucht vor den Obrigkeiten verbreiteten sich die Wiedertäufer über weite Teile Europas. Erst Menno Simons aus Holland, ein katholischer Priester, der sein Priesteramt mit vierzig Jahren aufgab, schaffte es, die Wiedertäufer wieder zusammenzubringen. Deshalb nannte man die Gruppe bald „Mennoniten“. Was am Anfang eine Beleidigung sein sollte, wurde später der offizielle Name der Glaubensgruppe. Jetzt stehe ich hier in diesem Raum mit den vielen Fotos. Ich verspüre eine grosse Einsamkeit und auch eine grosse Leere, während ich in die einzelnen Gesichter blicke. Die Gesichtszüge sind hart, einige wie aus Stein gemeisselt. Der Ausdruck der Augen ist oft leer, als ob der Blick hängen geblieben ist in einer anderen Welt, als ob ihnen die Kraft fehlt, sich der neuen Welt zuzuwenden. Die Kinder auf den Fotos sehen aus wie kleine Erwachsene. Ernst und müde blicken sie den Fotografen an. Es läuft mir kalt den Rücken hinunter, wenn ich daran denke, dass diese Personen die Grauen und Hungersnöte der Russischen Revolution erlebt haben und von Russland über Deutschland nach Brasilien flüchten mussten. Ich sinne darüber nach, wieso Menno Simons die Wiedertäufer zu Pazifisten erklärte. Hätten sie sich mit Waffengewalt gegen die Verfolgungen aufgelehnt, hätten sie als kleine Gruppierung Andersdenkender keine Chance gehabt. Deshalb kam Menno Simons auf die Idee, die Glaubensgruppe zu Kriegsverweigern zu erklären. Dogmen mussten her, die sie als Gemeinschaft einten und schützten. Sie dienten aber auch dazu, die Gläubigen in der Gruppe besser zu kontrollieren. Menno Simons verurteilte den bewaffneten Kampf gegen jegliche Obrigkeit und ernannte Wehrlosigkeit zum Gottesgebot. Er lehnte jegliche Gewaltanwendung ab und verlangte vom Staat die Befreiung vom Militärdienst. Treue und unbedingter Gehorsam der regierenden Obrigkeit und auch den Ältesten gegenüber, die als von Gott eingesetzt galten, wurden zur Pflicht eines jeden Christen.

Verbannung aus der Gemeinschaft – Fluch und Segen zugleich

Über ungehorsame Gemeindeglieder verhängte man einen Bann. Der Bann bedeutete eine vollständige Isolierung der Geächteten. Die betroffenen Personen wurden aus der Gemeinde ausgestossen und den Gemeindegliedern war verboten, mit den Verstossenen religiösen, geschäftlichen oder irgendeinen anderen Verkehr zu pflegen, ja ihn auch nur zu grüssen. Selbst die Familienangehörigen mussten sich vom Geächteten distanzieren. Die Dogmen sind schuld daran, dass ich

heimatlos bin. Die Verbannung aus der Gemeinschaft, das wurde mein Fluch. Oder ist es mein Segen? Das ist die Frage, die ich mir heute stelle. Meine Scheidung wurde zur Sünde erklärt, auch wenn sie mein Leben rettete. Sie war der Grund, dass ich verstossen wurde. Es gibt kein Zurück mehr. Nun werde ich gemieden. Menschen wechseln die Strassenseite und tun so, als ob sie mich nicht mehr kennen, auch wenn ich jahrelang neben ihnen in der Schulbank gesessen habe. Von der eigenen Mutter, von den eigenen Geschwistern und von den besten Freunden wie eine Aussätzige behandelt zu werden, nur weil ich ihre Glaubenseinstellung nicht mehr teilen will und mich gegen körperliche und seelische Misshandlung auflehnte, das tut weh, sehr weh. Es ist ein Schicksal, das ich heute mit allen verstossenen Mennoniten auf der Welt teile. Auch wenn die Ältesten in der Glaubensgruppe nicht so hart durchgreifen können wie früher, bleibe ich eine Verstossene in meinem Heimatland. Ich werde geduldet. Ich darf meine Eltern sehen. Aber wie lange noch? Diese Dogmen lassen mich aber auch erkennen, dass vieles, was ich in meinem Leben bis jetzt als Wahrheit empfunden habe, eine Lüge ist. Und diese Erkenntnis macht mir den Weg frei in ein neues Leben, mein Leben, das ich bestimme.

Grosse Familie, aber keine Geborgenheit

Das Buch könnte hier eigentlich zu Ende sein. Aber nach dieser Erkenntnis ging es erst richtig los. Es war die grosse Liebe zu meinem Vater, die mich immer wieder zurücktrieb, mich immer wieder heimgehen liess. Ich dachte, solange mein Vater lebt, tue ich mir das an – er ist es mir wert. Meine Kindheit war sehr schlimm. Mein Vater trank oft und viel, wurde in seiner Trunkenheit immer sehr laut und suchte Streit. Meine Mutter betete still für sich alleine und probierte verzweifelt, mit ihrer Depression und Essstörung klar zu kommen, sah ihre Kinder nicht mehr. Das hat mein Leben sehr stark geprägt. Um diese Not zu schildern, möchte ich folgende Stelle lesen:

Sobald es dunkel wurde, mussten wir schlafen gehen. Das war meistens gleich nach dem Abendessen. Ma schickte uns noch aufs Plumsklo. Meistens musste Ruth mit der Taschenlampe mitkommen und uns den Weg leuchten. Wir gingen nie ohne Taschenlampe vors Haus, denn es konnten überall Viecher herumkrabbeln, Schlangen, bis zwanzig Zentimeter lange Hundertfüssler und Skorpione. Ruth sang oft. Und während wir Pippi machten, sang sie oft das Lied von Peter Alexander: Wir sind eine grosse Familie, jeder braucht jederzeit irgendwo Geborgenheit und die finden wir bei uns daheim. Unser Haus ist nicht gross, aber immer ist was los, denn wir sind ein fröhlicher Verein. Wir sind eine grosse Familie, wir gehören zusammen, hier ist keiner allein. Wir sind eine grosse Familie, und wir wollen es bleiben, das wird immer so sein.

Wir waren acht Geschwister, Mutter und Vater und immer Arbeiter im Haus. Wir waren auch eine grosse Familie. Aber Geborgenheit gab es nur in diesem Lied.

Ich schluchzte nur still vor mich hin

Ich war ganz still, hörte ihr zu und fühlte mich wohl. Als ich aus dem Klo herauskam, schob ich vertrauensvoll meine kleine Hand in die ihre und wir liefen zurück. Dieses Lied war für meine kleine verängstigte Kinderseele die schönste Therapie, und ich habe es nie vergessen. Es ist mir immer wieder in den Sinn gekommen, auch Jahre später, als mir der grösste Teil meiner Familie den Rücken zugekehrt hatte. Auch dann machte mir dieses Lied Mut, an die Liebe zu glauben. Abends stritten Pa und Ma wieder. Ich kroch aus dem Bett, setzte mich auf den Teppich und lehnte mich ans Bett. So konnte ich besser hören, als wenn mein Kopf auf der Matratze lag. Der Teppich war aus alten Nylonstrümpfen, Socken und Stoffresten gehäkelt. Ma hatte ihn in der ruhigen Winterzeit gemacht. Ich schlang die Arme um meine Beine, so fühlte ich mich geschützter. Still sass ich da und lauschte angestrengt nach draussen. Ruth war nicht zuhause, und Ricarda schlief schon. Oder tat sie nur so? Plötzlich hörte ich, wie Pa aufstand und laut schrie: „Wenn du jetzt nicht endlich darauf ant-

wortest, dann schlage ich...“ Mit einem Satz sprang ich auf und lief raus. Ich sah Pa mit erhobener Hand vor Ma stehen. In der Hand hielt er seine grosse weisse Porzellantasse, die er drohend hin- und herschwang. Ma schaute ihn nur an. Ich stellte mich zwischen sie. Mein Kopf reichte knapp bis zu seiner Gürtelschnalle. Aus vollem Hals schrie ich: „Bevor du sie anrührst, musst du mich erst umbringen.“ Verwundert blickte er auf mich herab, liess langsam seine Hand sinken und fing an zu weinen. Dann stellte er seine Tasse aufs Fenstersims neben seine Patronenhülsen und verliess schluchzend das Haus. Ich ging zu Ma. Ich wagte nicht, sie zu umarmen. Ich schluchzte nur still vor mich hin, die Augen voller Tränen blickte ich sie an. Sie sah blass aus. Sorgen und Kummer gruben die ersten Falten in ihr Gesicht, doch sie weinte nicht. Ihr braunes Haar, das sie mit Haarkämmen streng nach hinten steckte, hatte an Glanz verloren. Ihre Lippen waren von Trauer umgeben und von etwas anderem, das ich heute Resignation nennen würde. Während ich vorsichtig meine kleine Hand auf ihren Oberschenkel legte, schwor ich tief in meinem Herzen, dass ich sie immer beschützen würde, so lange ich lebe.

Das konnte ich schliesslich nicht.

Ein Stück Geborgenheit in der Natur

Es war so schwer zuhause: die viele Arbeit, die traurige Mutter und der betrunkene Vater, der immer so schnell ausrastete. Ich war viel zu klein, um zu verstehen, was wirklich abging. Deshalb verbrachte ich jede Minute, in der ich nicht arbeiten musste, in der Natur. Versteckt hinter gross gewachsenen Zinnien malte ich mit meinem Finger Bilder in die Erde. Hinter den abgelegensten Obstbäumen betrachtete ich Bienen und Regenwürmer. Auf versteckten Wildwiesen und kleinen Buschlichtungen lag ich und schaute in den Himmel. Überall dort fühlte ich mich zuhause. Es gab so viel zu beobachten und ich hatte den Eindruck, die Zeit anhalten zu können. Manchmal schlich ich mich aufs Feld zu den Melonen, dann pflückte ich eine kleine Melone von der Staude und setzte mich in den heissen Sand. Ich schüttelte sie so lange, bis ich hörte, wie sich drinnen die Kerne lösten. An einem Ende biss ich sie auf und schwenkte die Melone, damit die Kerne samt dem Saft raustropften. Dann brach ich sie auseinander und ass sie. In der Natur war ich losgelöst, losgelöst von seelischen Schmerzen, die Natur wurde meine Fluchtstation. Wenn ich in den Himmel blickte und den Wolken zuschaute, wie sie an mir vorbeizogen, vergass ich Zeit und Ort. Ich bewunderte ihre Formen und Figuren, die sie vor mir malten und die sich ständig veränderten. Ich stellte mir vor, dass eine Wolke anhalten, zu mir runterfliegen und mich mitnehmen würde in eine Welt, in der es keine Grausamkeiten mehr gab. In eine Welt, in der ich keine Angst zu haben brauchte. Das wünschte ich mir. Ich war mir sicher, dass das eines Tages geschehen würde. Dann würde ich mich in die weiche Wolke hineinlegen und einfach mitfliegen. Sie würde schon wissen, wo es diesen Ort gab. Das war ich mir ganz sicher.

Dieser Kindheitstraum ist später in Erfüllung gegangen, mit meiner Flucht in die Schweiz. Es war keine Wolke, sondern ein Flugzeug, das über den Wolken flog.

Eine wichtige Entscheidung fürs Leben

Als Jugendliche merkte ich immer deutlicher, dass das, was die Mennoniten erzählten, für mich nicht stimmte, dass etwas faul dran war. Ich hatte ein einfaches Verständnis von Glaube und von Gott: für mich fingen Himmel und Hölle im Herzen der Menschen an. Die Mennoniten führten riesige Bekehrungszeremonien durch, alles lief extrem emotional ab. Sie erzählten vom Himmel oben und von der Hölle unten. Als Teenager wusste ich, dass ich eine wichtige Entscheidung für mein Leben treffen musste.

Mit 14 Jahren entschied ich mich, Mennonitin zu werden und mich taufen zu lassen. Die Entscheidung war für mich nichts Emotionales, sondern eine Schlussfolgerung aufgrund meiner Erfahrungen. Es war die Natur, die mir am meisten Kraft gab. Für mich stimmte die Vorstellung, dass Gott der Schöpfer der Natur und der Menschen war. Ich wollte ein bewusster Teil dieses Kreises von Werden und Sterben sein. Und deshalb war es für mich das Logischste auf der Welt, dass ich nur aus reinem Dank in die Kirche eintrat.

Ich kannte ja nichts anderes, es gab für mich nur die Kirche und das, was in der Schule gelehrt wurde. Was in der Schule vermittelt wurde, war von den Mennoniten kontrolliert. Ich hatte keinen Zugang zu bestimmten Themen wie z.B. zur Evolutionstheorie und zu vielen anderen Bereichen.

Mennonitische Taufe trotz grosser Zweifel

Doch bevor man getauft wird, muss man bei den Mennoniten in der Kirche den Taufunterricht besuchen. Immer wieder kam es vor, dass ich mit dem Taufunterricht nicht einverstanden war. Das hochemotionale Bekehrungserlebnis, das man haben musste, um sich Christ zu nennen, das war mir nicht geheuer. Und was ist, wenn die euphorischen Gefühle vorbei sind? Bin ich dann ein schlechterer Christ, fragte ich mich. Auch die Erklärung, dass der Himmel oben und die Hölle unten sein sollte, war für mich nicht stimmig. Für mich war Hölle und Himmel im Herzen jedes Menschen und abhängig von seiner positiven oder negativen Lebenseinstellung. Auch fand ich es schlimm, dass man sich als schlechter Sünder fühlen sollte. Ich wollte doch ein selbstbewusster und stolzer Mensch sein. So war es klar, dass ich viele Fragen stellte. Der Leiter des Taufunterrichts fand, ich sei noch nicht so weit, ich sei noch zu wenig reuig. Deshalb stellte ich keine Fragen mehr, und wollte nur noch den Unterricht hinter mich bringen, um endlich getauft zu werden. Ich würde die Denkart der Mennoniten sowieso nicht annehmen, das war mir damals schon klar. Eine Woche vor dem Tauffest musste man sich als Täufling vor der gesamten Predigerschaft präsentieren und erklären, weshalb man sich taufen lassen wolle. Es war wie eine mündliche Prüfung. Danach beschlossen die Prediger, ob man jetzt so weit war, dass man getauft werden konnte. Es waren mehr als sieben Prediger im Raum. Ich fühlte mich wie eine kleine Mücke, die zerdrückt wird, während ich ihre Fragen beantwortete. Die letzte Frage werde ich nie vergessen. Sie wurde von dem Prediger – ich nenne ihn immer den Prediger mit dem verschimmelten Brot – gestellt.

Es gibt im Buch eine vorgängige Geschichte. In der Umgebung der Kolonie Neuland wohnten Indianer. Die Mennoniten hatten sich deren Land angeeignet und dort ihre Kolonie aufgebaut. Die Indianer siedelten sich um die Kolonie an und fingen an zu betteln. Sie gingen von Haus zu Haus, weil sie keine eigene Existenzgrundlage mehr hatten. Ich war bei dieser Predigerfamilie oft zum Spielen. In der Küche lag verschimmeltes Brot, und der Prediger sagte zu seiner Frau, sie solle es den Indianern geben, das sei gut genug für die. Deshalb habe ich dem Prediger diesen Namen gegeben. Er stellte mir im Rahmen der Unterredung diese grundlegende Frage.

„Wie kommt es, dass du Christ sein willst, auch wenn dir zuhause von deinem Vater etwas ganz anderes vorgelebt wird?“ „Weil ich Gott liebe“, antwortete ich ihm. Darauf meinte er: „Das ist sehr schön, und als Christ hast du ja auch einen Vater, der dich liebt, das ist der himmlische Vater.“ Ich schaute ihm direkt in die Augen und erwiderte: „Unser Pa liebt uns, vielleicht nicht so, wie ihr es hier für richtig haltet, aber ich habe einen Vater, der mich liebt.“ Die Prediger waren alle still. Es war eine Frechheit, ihnen zu widersprechen. Mennonitische Mädchen schauten Männern nicht direkt in die Augen, und sie widersprachen nie, das hatte mir Ma von klein auf beigebracht. Doch ihre Erziehung war bei mir gescheitert. Nach dieser Antwort sagten sie mir, dass ich draussen warten solle. Wie habe ich gezittert. Wie erleichtert war ich, als ich nach der Besprechung der Predigerschaft den Bescheid bekam, dass sie mich trotz der frechen Antwort taufen würden.

Faszinierende Welt ausserhalb des Mennonitenlandes

Ich liess mich also taufen und machte in der Gemeinde mit, besuchte den Kirchenchor, war ein braves, anständiges Mädchen. Aber ich zog mich auch stark zurück, las unglaublich viel und lernte. Schule war mir sehr wichtig. Was bringt es mir, mennonitische Jungs kennenzulernen? Ich wollte ja gar nicht dort sein. Beim Lesen stiess ich auch auf verbotene Lektüre, las im Magazin Geo über die Evolutionstheorie. Ich habe zwar nichts verstanden, realisierte aber, dass es rund um das Mennonitenland eine Welt gibt, die mich faszinierte und die ich unbedingt kennenlernen wollte. Mein grosser Traum war es, Künstlerin zu werden. Ich hatte die kindliche Vorstellung, richtig malen zu lernen, mit Menschen zu malen und ihnen durch Malen zu helfen. Dass ich damals den Beruf Kunsttherapeutin meinte, wusste ich natürlich nicht. Heute bin ich Kunsttherapeutin (lacht) und sehr glücklich mit meinem Beruf. Nach meiner sehr zurückgezogenen Jugend – immer zuhause gearbeitet, meiner kranken Mutter geholfen – habe ich meinen ganzen Mut zusammengenommen und zog in die Hauptstadt Asunción. Dort begann ich ein Kunststudium ... und bin jämmerlich gescheitert, weil ich mit dieser Welt gar nicht klargekommen bin. Ich wusste überhaupt nicht, wie ich mich in dieser Welt bewegen sollte. Zudem verstand ich nicht viel, weil ich nicht richtig Spanisch konnte.

Der Auftrag, mich zu züchtigen

Mir wuchs alles über den Kopf. Ich musste putzen gehen, um das nötige Geld zu verdienen. Die Mennoniten waren natürlich gegen mein Studium, denn es braucht keine Künstler in der Kolonie Neuland, wo ich gross geworden bin. Schliesslich erkrankte ich, weil ich zu viel gearbeitet hatte. In meiner Not entschied ich mich, meinen damaligen mennonitischen Freund zu heiraten. Er studierte Elektronik in Asunción, und ich dachte, er könnte die Brücke zu meiner Zukunft sein. Er war schliesslich eine Art Brücke in meine Zukunft, aber gleichzeitig auch die Brücke in mein grösstes Elend. Der Mann entpuppte sich nach der Heirat als psychisch krank. Er hatte von den Mennoniten den Auftrag erhalten, mich zu zähmen, zu züchtigen, gefügig zu machen, denn ich sei zu frech, sage offen meine Meinung. Er nahm sich den Auftrag sehr zu Herzen und versuchte, mich auf allen Ebenen zu kontrollieren und zu drangsalieren. Es wurde eine unerträgliche Situation. Trotz all der seelischen und körperlichen Schmerzen versuchte ich, mein Studium zu beenden, und schaffte es auch. Schliesslich willigte ich ein, mit meinem Mann in die Kolonie Neuland zurückzukehren. Meine Träume, jemals den Ausbruch zu schaffen, hatte ich begraben. Ich musste unheimlich viel in Kauf nehmen, auch vonseiten meiner Familie. Meine Familie glaubte mir nicht, dass mein Mann so brutal mit mir umging. Ihm kam es zu Ohren, dass ich meiner Mutter von seiner Brutalität erzählt hatte. Daraufhin sperrte er mich regelrecht ein, kontrollierte meinen ganzen Alltag. Ich durfte meine Eltern nicht mehr sehen, ohne dass er dabei war. Er kontrollierte z.B. die Position meines Fahrrades, wie es genau stand, und wenn es am Abend nach seiner Heimkehr anders stand, gab es ein Riesentheater. Schliesslich wurde ich schwanger von ihm, verlor aber das Kind. In meiner grossen Not dachte ich an Flucht, hatte aber keinerlei Idee, wie ich diese Flucht bewerkstelligen sollte. Mein mennonitischer Mann kontrollierte mein Geld, und ohne Geld kommt man nirgends hin, kann sich nicht mal ein Busticket kaufen. Die Kolonie Neuland liegt 500 km von der nächsten grossen Stadt entfernt. Jahrelang habe ich in Gedanken die Flucht fantasiert und die Pläne wieder verworfen. Schliesslich sagte ich mir: Du musst dich einfach so benehmen wie die anderen mennonitischen Frauen, dann klappt das schon.

Er hatte mir immer gedroht, mich umzubringen, wenn ich nicht gehorche

Die zweite Schwangerschaft war der Auslöser, dass ich schliesslich ausgebrochen bin, ausgebrochen von innen heraus. Ich begann, mich zu wehren. Und in diesem Sich-zur-Wehr-setzen gegen den Schmerz suchte ich nach neuen Lösungen. Ich sprach mit Leuten ausserhalb der Familie, auch mit abtrünnigen Mennoniten. Ich führte mich sehr unanständig auf. Die angepasste Frau von früher gab es nun nicht mehr. Mit dieser Veränderung kam aber auch eine grausame Angst: die Angst vor ihm.

Er hatte mir immer gedroht, mich umzubringen, wenn ich etwas mache, das ihm nicht passt. Das wurde zu einem endlosen, grausamen Kapitel in meinem Leben. In dieser Zeit lernte ich glücklicherweise eine Schweizer Familie kennen, die meine Not erkannte. Sie bot mir ihre Hilfe an.

Die Flucht

In dieser Nacht lag ich wach neben Jakob. Stumm betete ich: Lieber Gott, hilf mir, denn ich habe keine Kraft mehr. Hilf mir, dass er mich in Ruhe lässt, denn ich will nicht, dass seine Hände mich berühren. Er schlief zum Glück ein, und ich starrte in das Dunkel der Nacht. Alles in mir bebte vor Angst. Würde alles klappen oder würde es schief gehen? Ich wusste, dass ich am Morgen nur zehn Minuten Zeit hatte, um ein paar Sachen zusammenzupacken. Deshalb ging ich in Gedanken die unter der Matratze versteckten Papiere durch und überlegte, was ich sonst noch dringend brauchen könnte. Irgendwann schlief ich kurz ein (...) Dann klingelte der Wecker. Es war Donnerstagmorgen, der 28. Mai 1998. Ich stand wie immer auf und ging als erstes raus zu meinem Hund. Ich gab ihm Futter und streichelte ihn. Es war noch dunkel. Die Sonne ging erst um halb sieben auf. Ich ging wieder rein und machte das Frühstück fertig, wie immer. Mein Magen brannte wie Feuer, und ich hoffte, dass ich es wenigstens schaffen würde, eine Schnitte Brot runter zu würgen, wenn Jakob zu Tisch kam. Halb sieben kam Jakob aus dem Schlafzimmer. Er setzte sich hin, ass seine Brotschnitten und trank seinen Nescafé. Dann fragte er: „Was machst du heute?“ „Ich glaube, ich sollte im Gemüsegarten das Kraut hacken“, antwortete ich ruhig, während meine Augen auf den Teller starrten. Er stand auf, putzte seine Zähne und ging zum Auto. „Bis später“, sagte er, ohne mich richtig anzuschauen. Ich war sehr erleichtert. Ich wartete fünf Minuten, dann ging ich zum Telefon und wählte die Nummer von Michelle. Sie hob ab: „Hallo“. Darauf sagte ich nur den Satz: „Ich bin so weit“. „Ok, mein Mann kommt sofort“. Ich legte den Hörer auf, ging zum Bett, nahm die Tüte mit den Papieren unter der Matratze hervor und steckte sie in die Plastiktasche mit den Kleidern, die ich unter dem Bett versteckt hatte. Dann ging ich zum Kamin, wo ein Foto von mir und Pa in einem kleinen Rahmen stand. Es zeigte mich als kleines Kind in Brasilien, als wir bei Fips Araukarienkerne gesäubert hatten. Daneben lag der Stein, den Pa mir geschenkt hatte. Den Rahmen legte ich zu den anderen Sachen in die Tasche, den Lavastein steckte ich in die Hosentasche. In dem Moment hörte ich ein Auto auf den Hof fahren. War es Jakob, der wieder zurückkam? Eine furchtbare Angst durchfuhr mich. Ich schaute durchs Fenster. Nein, es war ein fremdes Auto. Welch' ein Glück.

Ein Recht darauf, glücklich zu sein

Am Steuer erkannte ich Daniel. Ich ging raus, zog die Haustür hinter mir zu und setzte mich ins Auto. Der Sitz war heruntergeschraubt. Daniel sagte: „Leg dich hin“, was ich sofort tat, und er warf eine Decke über mich. Dann hörte ich ihn Gas geben. An den Bewegungen nahm ich wahr, dass das Auto fuhr. Ich weinte unter der dunklen Decke. Die Tränen liefen und liefen, als ob sie nie mehr aufhören wollten. Irgendwann nach langer Zeit sagte Daniel zu mir: „Jetzt sind wir aus dem Mennonitenland draussen, du kannst dich hinsetzen.“ Wir hatten das Departement Boquerón hinter uns gelassen. Er schraubte während des Fahrens meinen Sitz wieder nach oben und gab mir eine Flasche mit Wasser. Ich lehnte meinen Kopf gegen die Kopfstütze und blickte in die vorbeifliegende Landschaft. Lange blieb ich so sitzen. Und beide waren wir still. Jetzt konnte ich nicht mehr weinen, es waren keine Tränen mehr in mir. Dann legte ich meine Hand auf meinen Bauch, denn ich fühlte seit einigen Tagen, dass ich wieder schwanger war. Für immer einschlafen, war mein Wunsch – und ich schloss die Augen. Doch dann sagte Daniel: „Roni, das Wichtigste, was du jetzt lernen musst, ist, dass du ein Recht darauf hast, glücklich zu sein. Jeder Mensch hat ein Recht darauf.“ Dann fingen wir langsam eine Unterhaltung an.

So kam ich also von der Kolonie weg und versteckte mich elf Tage lang in der Hauptstadt. Danach flog ich schwarz über die brasilianische Grenze. Die Frau des Schweizers reiste mir nach und flog mit mir

in die Schweiz. Hier arbeitete ich viel und musste unten durch. Mit dem ersparten Geld bin ich dann immer wieder nach Paraguay geflogen, manchmal unter Polizeischutz, um die Scheidung durchzuführen. Bei der Scheidung wurde ich zur Schuldigen erklärt und habe alles verloren. Ein Grossteil meiner Familie hat sich von mir abgewendet. Trotzdem flog ich immer wieder nach Paraguay mit der grossen Sehnsucht und Hoffnung, dass meine Familie nach all den Jahren vielleicht doch wieder mit mir reden würde. Aber immer wieder musste ich erleben, dass sie mich nicht sehen wollten und mich wegjagten. Dass ich trotz allem heute Kontakt mit vier meiner Geschwister habe, dass sie sich für mein Leben interessieren, ist für mich ein Wunder. Als ich Bruno traf, lernte ich zum ersten Mal ein Leben ohne Angst kennen. Es war aber gar nicht einfach, wenn man ein derart von Angst geprägtes Leben hinter sich hat, ein Leben ohne Angst zu akzeptieren, ein schönes Leben zu führen.

Mächtige Grossgrundbesitzer in Latzhosen

Als mein Vater im Jahr 2011 starb, merkte ich, dass sich meine Familie nur aus Rücksicht auf Vater mir gegenüber nicht so heftig verhielt, wie sie es eigentlich hätte wollen. Als Bruno und ich das letzte Mal nach Paraguay reisten, drohten sie Bruno, dass wenn er bleibe, man ihn aus dem Weg räumen wolle. Daraufhin haben wir Paraguay verlassen. Wir haben begriffen, dass die Mennoniten in Südamerika mächtig und gefährlich sind. Das Gefährliche ist die Korruption: Alles ist käuflich. Die indigene Bevölkerung in Paraguay ist grösstenteils arm. Auf der anderen Seite stehen die reichen Mennoniten, mächtige Grossgrundbesitzer in Latzhosen, mit Firmen, vielen Autos und grossen Farmen, Sojaplantagen und Fleischexport.

Das Milieu wird restriktiv kontrolliert

Es gibt zwei Gruppen Mennoniten in Südamerika: die Traditionellen mit ihrer speziellen Kleidung (Latzhosen für Männer, lange Röcke für Frauen) und die Mennoniten, wie sie in der Kolonie Neuland leben: normale Kleidung, wobei auch hier die Frauen züchtig angezogen sind. Diese Mennoniten leben digital vernetzt, das macht sie stark und meiner Meinung nach auch gefährlich. Als ich ging, kam das Internet gerade auf. Was heute an Kontrolle über facebook läuft, gab es damals noch nicht. Das Milieu ist restriktiv und wird von oben kontrolliert. Die frommen Kirchengänger besetzen alle Führungspositionen. Dennoch gibt es alles, aber alles nur heimlich: Alkohol, Pornofilme. Es gab die Gruppe der „Gescheiterten“, die nicht einmal mehr gegrüsst wurden. Sie lebten in der Kolonie und waren „Sozialfälle“. Sie schafften es auch finanziell nicht, denn sie erhielten keine Kredite mehr.

Sie beteten dafür, dass ich krank werde und reuig zurückkehre

Als zierliche kleine Frau ohne Geld, die versuchte, sich gegen diese Gesellschaft aufzulehnen, hatte ich keine Chance. Doch die Mennoniten unterschätzten mich. Sie trauten mir nicht zu, dass ich es in der Schweiz schaffe. Meine Mutter erzählte mir, dass die Mennoniten dafür beteten, dass ich krank werde und mich alles Unheil dieser Welt treffen solle, damit ich reuig zu ihnen zurückkehre. Meine Mutter stand voll hinter dieser Haltung. Ich möchte hier aber festhalten, dass die Mennoniten in der Schweiz sicher friedliche Menschen sind. Wer hier in der Schweiz den Mennoniten beitrifft und den Glauben für sich findet, soll das für sich so entscheiden.

Als mein Vater im Sterben lag – er war sehr krank vom Alkohol, sein Körper machte nicht mehr mit –, hatte ich das Glück, dass ich mich im Spital von ihm verabschieden konnte. Ich schwor mir an seinem Sterbebett, dass ich nie mehr wegschauen werde, wenn es anderen schlecht geht, und mich auch nie mehr einschüchtern lasse, wenn ich meine Meinung sagen möchte. Ich kenne mehrere Frauen, die von ihren Männern grün und blau geschlagen wurden und wegrannten, die aber wieder aufgegriffen und bearbeitet wurden. Sie leben heute noch bei ihren brutalen Männern. Meine Geschichte soll den Frauen Mut machen nach dem Motto „Wenn die es geschafft hat, dann schaffe ich es auch.“

Ich hatte anfänglich Angst, das Buch allein zu schreiben und nachher mit all den Anfeindungen auch alleine dazustehen. Aber ich wollte nicht länger schweigen. Die Mennoniten unterscheiden sich von den Amischen u.a. in Hinblick auf ihre Haltung zur modernen Technik und sind z.B. auf facebook sehr aktiv. Mein Buch wird in der Kolonie als gefährlich eingestuft. Sie behaupten, es würde den Export von Paraguay schädigen und den Namen der Mennoniten im EU-Raum beschmutzen. Mit zwei meiner Schwestern, die noch in der Kolonie leben, schreibe ich viel. Sie erhalten Anrufe von den Mennoniten und werden belästigt. Natürlich tut es mir leid, dass meine Schwestern meines Buches wegen diesem Druck ausgesetzt sind, aber vielleicht kann es für sie ein Reichtum sein zu sehen, dass es eine rettende Lösung gibt. Ich bereue keinen Satz in meinem Buch.

Einfach Roni zu sein, ist wunderschön

Ich persönlich kann mit dem mennonitischen Glauben nichts mehr anfangen. Die Regeln sind mir zu rigide, sie verbieten ein glückliches, selbstbestimmtes Leben – und das ist mir das Wichtigste. Ich will mir nicht mehr vorschreiben lassen, sondern selber entscheiden können, was mir gut tut und was nicht. Das ist die Freiheit, die ich mir erarbeitet habe und sehr schätze. In der Schweiz fühle ich mich sicher, kann mich frei bewegen und sagen, was ich denke. Früher dachte ich stets: Roni ist nichts wert, wenn sie nicht hart arbeitet oder leidet. Heute habe ich erkannt: Einfach Roni zu sein, ist wunderschön. Ich muss nicht wahnsinnig stark sein, ich darf mich an einer Blumenwiese oder an einem Spaziergang mit meinem Hund erfreuen.

Roni Baerg. 2016. Mit den Wolken fliegen. Bericht aus einem fernen Leben. Basel: Zytglogge Verlag

Zürich, im Mai 2017/ infoSekta